

Philippinische Frauen unterwegs

Eine transnationale Perspektive auf Heiratsmigration

von **Andrea Lauser**

Philippinische Heiratsmigration unter einer transnationalen Perspektive betrachtet, erweist sich als ein Phänomen, das auf komplexe — und bisweilen paradoxe — Art und Weise mit globalen, lokalen und persönlichen Angelegenheiten verwoben ist. Während dominante, durch das Modell des »homo oeconomicus« geprägte, Migrationsdiskurse asiatische Frauen im allgemeinen — und philippinische Frauen im besonderen — entweder als »mail-order brides«, als Katalog-Bräute oder als Arbeiterinnen (beziehungsweise Arbeitsmigrantinnen) konzipieren, zeigt ein translokaler und viel-perspektivischer Zugang dass diese analytische Trennung zwischen »wife or worker«, zwischen Ehefrau oder Arbeiterin als viel zu enger Analysepfad in Frage zu stellen ist.

Statt dessen lassen sich vielfältige Verwobenheiten und Positionen illustrieren, die migrierende Frauen als Ehefrauen, Arbeiterinnen, Mütter, Töchter, Staatsbürgerinnen und kulturelle Vermittlerinnen in einem transnationalen Migrationsraum erfahren.

Das heißt auch, dass Arbeitsmigrationen weder ausschließlich ökonomisch motiviert sind, noch Heiratsmigrationen ausschließlich privat, familien- und werteorientiert sind. Während philippinische Frauen aufgrund lokaler Begrenzungen nach »modernen Ehemännern« und »modernen Ehen« suchen mögen, mögen sich viele westliche Männer (ebenfalls aufgrund lokaler Enttäuschungen) asiatischen und philippinischen Ehefrauen zuwenden — in der Vorstellung, in ihnen »traditionelle und altmodische Ehefrauen« zu finden.

Hier sei erwähnt, dass auf den Philippinen bis heute der Status der Ehefrau als die Erfüllung einer respektierten Weiblichkeit gilt. (...) Zur Erfüllung einer wahren Männlichkeit (*pagkakatiki*) gehört durchaus die Beziehung zu einer Mätresse (*querida* oder »second wife«), während andererseits die kirchlich und staatlich geschlossene Ehe als unauf lösbar gilt. (...) Die Alternative einer

transnationalen Ehe mag als Ausweg aus dem nicht gerade zum Vorteil der Frauen ausfallenden ungleichen System fantasiert werden und sogar als Befreiung von unglücklichen Beziehungen erlebt werden, ohne tatsächlich mit konventionellen Geschlechterideologien und -konstruktionen brechen zu müssen.

An drei Geschichten von unterschiedlichen philippinischen Frauen möchte ich die soeben skizzierte Vielschichtigkeit illustrieren. (...)

»Ich brauche einen Mann, der zu mir passt«

Als wir uns in Manila trafen, arbeitete Lilia als Dolmetscherin, Sprachlehrerin und Assistentin in internationalen Entwicklungsagenturen. Ihre Arbeitgeber kamen vor allem aus westlichen (europäischen) Ländern. (...) Sie fühlte sich von dem ihr vertrauten internationalen und kosmopolitischen Lebensstil angezogen und imaginierte für sich eine ähnliche Zukunft.

»Weißt du«, erzählte sie mir eines Tages, »ich habe einen europäischen Brieffreund. Wir haben uns im Internet gefunden. Wir korrespon-

dieren seit einigen Monaten — fast jeden Tag! Mit seinen Mails geht er so klug und mitteilend auf meine Gedanken und Schilderungen ein. Er ist ein Mann, der denken kann und empfindsam ist und dies in einer Sprache mitteilen kann, die mir ans Herz geht ...«.

Sie fuhr schwärmend fort: »Wenn ich von einem Buch begeistert war, dann hat er es gelesen und mir philosophieren darüber. Er spricht meine Sprache. Ich fühle eine tiefe Verbundenheit.« Und nach einer Pause: »Er wird nun auf die Philippinen reisen, um mich zu besuchen! Was denkst du: Wird er mir einen Heiratsantrag machen? Soll ich ihn heiraten?«

Als ich mich nach ihren Wünschen und Motiven erkundigte, erzählte sie mir, dass sie bereits mit einem philippinischen Mann so gut wie verlobt war, aber dass sie von diesem Arrangement, das die Eltern in Übereinstimmung mit ihren konventionellen Überlegungen hergestellt hätten, nicht überzeugt gewesen wäre. Diesen Mann, der vorgab, eine

Die Autorin ist Privatdozentin am Institut für Vergleichende Kulturforschung (Religionswissenschaft und Völkerkunde) in Marburg.

dominante Persönlichkeit zu sein — ein echter Macho eben —, habe sie nicht achten können; denn in Wirklichkeit wäre er gar nicht achtenswert gewesen, sondern aufbrausend und eifersüchtig und unfähig zu einer respektvollen gleichberechtigten Partnerschaft.

In Lilia hatte ich eine junge Frau getroffen, die mit ihrem Lebensstil die ländliche Herkunft ihrer Familie hinter sich gelassen hatte und aufgrund ihrer Ausbildung die Möglichkeit ergriffen hatte, mit »modernen« Lebensentwürfen zu experimentieren. Mit diesem Lebensstil ging offensichtlich auch eine innere Entfernung von tradierten Konventionen — auch bezüglich ihrer Verheiratung einher, ohne sich gleichzeitig vollkommen davon lösen zu wollen oder zu können. Obwohl also Lilia in einem städtischen »modernen« Kontext lebte, in dem sie genug Geld verdiente, um ihre Familie in der Provinz — entsprechend dem philippinischen Wertekanon der filialen Dankeschuld (*utang na loob*) — unterstützen zu können, fühlte sie sich dennoch in dem »altmodischen« Bild der sogenannten *matandang dalaga* (des alten Mädchens) gefangen.

Das begehrenswerte »Andere«

Die Tatsache, dass sie Ende Zwanzig und immer noch unverheiratet war, gab ihr das Gefühl, eine »unvollständige Frau« zu sein, »eine, die noch nicht den richtigen Mann abbekommen hat.« Auf der einen Seite machte sie sich Sorgen, die Gelegenheit zu heiraten und eine eigene Familie zu gründen, zu verpassen, auf der anderen Seite kann Lilia selbstbewusst und überzeugend behaupten, dass sie sich ihren Mann nach charakterlichen Eigenschaften zu ihr passend aussuchen will. Männer, die sich einer verbreiteten Konvention entsprechend dominant und jähzornig-eifersüchtig verhalten, gehören explizit nicht dazu. Entsprechend der Tatsache, dass Amerika und der »Westen« im allgemeinen im neo- und postkolonialen Kontext der Philippinen als das begehrenswerte »Andere« konstruiert wird, werden »westliche« Männer als romantischer und verständnisvoller als philippinische Männer fantasiert.



Quelle: Archiv

Flores de Mayo: die philippinische Maifeier auch in Deutschland

Lilia sehnte sich danach, Ehefrau und Mutter zu sein und sie stellte die allgemeine Vorstellung, dass Kinder als Geschenk Gottes die Voraussetzung eines glücklichen Lebens seien, nicht in Frage. Die Ehe mit einem gebildeten und wohlhabenden »Caucasian« würde ihren Vorstellungen von einem Leben als respektierte Ehefrau und Mutter ebenso wie als Mitglied einer privilegierten Mittelschicht, entsprechen.

»Ich wollte eine verheiratete Frau sein«

Delia war bereits seit 10 Jahren mit einem deutschen Ehemann verheiratet, als ich sie vor ca. 10 Jahren in Deutschland traf. Der Anlass unserer ersten Begegnung war ein gerichtlicher Scheidungster-

min, wo wir für eine gemeinsame philippinische Bekannte, die für eine Zugewinnregelung kämpfte, aussagen sollten.

»You know, Andrea, it was my most serious aim in life to be a married woman, to be a wife!« Mit diesen Worten erklärte sie mir ihr Unverständnis darüber, dass ihre philippinische Freundin sich von ihrem untreuen, aber ansonsten toleranten deutschen Ehemann scheiden lassen wollte. Auf den Philippinen war Delia selbst die »Zweitfrau« — die *querida* — eines verheirateten philippinischen Mannes. Bevor sie diesen älteren Mann getroffen hatte und sich in ihn verliebt hatte, habe sie ein sorgenfreies Leben gehabt, betonte Delia. Es sei nicht Armut gewesen, weswegen sie sich von diesem Mann angezogen gefühlt habe, sondern Liebe. Ihr Geliebter hätte sie großzügig unterstützt. Sie habe in einem Apart-

ment in einer Provinzhauptstadt gelebt und zwei Kinder — eine Tochter und einen Sohn — geboren. Nach ein paar Jahren jedoch habe jener Mann das Interesse an ihr und ihren gemeinsamen Kindern verloren und eine weitere Liaison begonnen. Persönlich gekränkt und gedemütigt und vor Ort stigmatisiert als *querida* mit Kindern, begann sie ihren Ausstieg aus dieser unglücklichen Beziehung zu organisieren, indem sie die globale »Heiratsbühne« in den Blick nahm.

Da dies bereits in den frühen 1980ern geschah, also lange vor der Internet-Ära, nutzte sie konventionelle Brieffreundschafts-Agenturen und andere informelle Migrationsnetzwerke, auf der Suche nach einem westlichen Ehemann und in der Hoffnung, die sie bedrängende Beziehung hinter sich zu lassen. Ihr sei unumstößlich klar geworden, dass nur eine anerkannte, erfolgreiche und kirchlich geschlossene Ehe ihr Genugtuung und Rehabilitation verschaffen würde (vgl. auch Constable 2003).

So habe sie sich in Brieffreundschaften gestürzt und sich schließlich mit klarem Verstand (statt mit blindem Herzen — *bulag sa ibig*) für ihren deutschen Ehemann entschieden. Während ihrer ersten drei Jahre in Deutschland ließ sie ihre zwei Kinder auf den Philippinen unter der Obhut von Verwandten. Über die Heirat (smigration) erhielt sie problemlos Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigungen, und so arbeitete sie neben ihrem eigenen Haushalt — einschließlich der Pflege ihrer pflegebedürftigen Schwiegermutter — als Pflegerin in einem Altersheim.

Obwohl sie eine stolze Ehefrau war, fühlte sie sich unglücklich — mit ihrem Ehemann, der ein introvertierter und sexuell impotenter Mann zu sein schien — und hatte Heimweh nach ihren Kindern. Da Delia nicht nur Heiratsmigrantin, sondern auch Mutter war, wurde sie mit ihrem Aufbruch nach Deutschland eine sogenannte »transnationale Mutter«. Vergleichbar mit den Ergebnissen von Salazar Parrenas (2001, 2005) über

transnationale Mutterschaft organisierte sie ihre Beziehung zu ihren Kindern vor allem über Telefonate und artikuliert ihre Liebe über großzügige Geschenke, finanzielle Überweisungen und die Bezahlung einer guten Schulausbildung.

»Unser Familienleben ist nicht unkompliziert«

Delia war wild entschlossen, verheiratet zu bleiben, auch als sie realisierte, dass ihre Ehe nicht vollzogen werden würde. Sie überzeugte ihren Ehemann, ihre zwei Kinder zu adoptieren und holte sie nach Deutschland.



»Unser Familienleben ist nicht unkompliziert«, beschrieb Delia die neue Patchwork-Situation. »Zu Beginn waren meine Kinder nicht so glücklich, wie ich es mir gewünscht hätte. Sie vermissten das warme Familienleben auf den Philippinen. Sie vermissten ihre Vettern und Basen, ihre Tanten und Onkel und ihre Großmutter. Ich konnte sie nicht ersetzen, noch konnte ich sie alle nach Deutschland holen. ... Okay, wir versuchen nun, unser Leben hier und dort zu managen. ...«

Delia ist nicht so glücklich wie sie es sich gewünscht hätte. Sie fand schließlich nicht ihre wahre »Liebesgeschichte« fürs Leben. Aber zumindest fand sie einen etablierten Status als Ehefrau.

(...) Delias Beispiel zeigt, in welchem Ausmaß erweiterte Famili-

ennetzwerke Migrationsprozesse erleichtern oder gar ermöglichen, indem sie besonders bei der Kinderbetreuung für Unterstützung sorgen. Dieses Muster entspricht dabei durchaus traditionellen Verwandtschaftsverpflichtungen. Wie ethnographische Studien sowohl in ländlichen, als auch städtischen Kontexten gezeigt haben, ist auf den Philippinen Haushalt und Kinderbetreuung nicht auf die Kernfamilie konzentriert, sondern auf ein soziales Umfeld von bilateralen Verwandten und Nachbarn erweitert.

In der Logik restriktiver Immigrationspolitiken wird jedoch nur die Kernfamilie als Immigrationsargument anerkannt, obwohl gerade erweiterte Familienangehörige vitale und alltägliche Unterstützungsnetzwerke darstellen. So bleibt die »reproduktive Arbeit« der Kindererziehung in die Sendeländer »ausgelagert«, während es genau die Haus- und Pflegearbeit ist (ob bezahlte Hausangestelltenarbeit oder »unbezahlte« Hausfrauenarbeit), die in den Aufnahmeländern gebraucht wird. Die Behinderung erweiterter Familiennetzwerke im Alltag, stellte auch für Delias Kinder eine offensichtliche Störung dar, die sie besonders einschneidend erlebten.

Es ist erforderlich zu erwähnen, dass nicht nur die Frauen Geschichten von transnationaler Mobilität und Transmigration erzählen. Auch die Leben der »westlichen« Ehemänner sind in familiäre transnationale Räume involviert, selbst wenn sie selbst nicht physisch migrieren.

»Ich muss Opfer bringen!«

Heiratsmigration wird nicht nur als Alternative für gescheiterte Beziehungen konstruiert, sondern dient auch als eine Möglichkeit der Wiederverheiratung für diejenigen, die bereits Mütter und nicht mehr ganz junge Witwen sind.

Vor ihrer Heiratsmigration nach Deutschland (Mitte der 1990er)

lebte Melinda — als jüngste Tochter — in einem ländlichen Haushalt zusammen mit ihrer verwitweten Mutter und ihrem sechsjährigen Sohn. Ihr Ehemann trennte sich kurz nach ihrer Hochzeit von ihr wegen einer anderen Frau und verließ Mindanao, um woanders auf den Philippinen zu leben. Obwohl Melinda von ihrem Ehemann getrennt lebte (sie kannte nicht einmal seinen neuen Aufenthaltsort), galt sie nach formalen Kriterien (der Kirche und des philippinischen Rechtssystems) immer noch als verheiratet. Daher konnte sie ihren nächsten »Ehemann« (*asawa, kinakasama*) nicht offiziell heiraten, sondern lebte mit ihm in einer sogenannten »gewohnheitsrechtlichen« Ehe. Da besonders auf dem Land (*sa bukid*) genderbalierte Haushalte als normal gelten, ist die Toleranz für eine nicht-eheliche »common-law« Partnerschaft relativ groß, solange das Paar sich wie Ehemann und Ehefrau verhalten.

»Südseeparadies« für den Ruhestand

Melindas »Schicksal« nahm seinen Lauf und so verlor sie auch diesen Mann. Er kam bei der Bekämpfung eines Aufstandes ums Leben. »Das Leben ist hart und verlangt Opfer — mahirap ang buhay kaya nga kailangan ko magmatir!« Mit diesen Worten rahmte Melinda ihre Geschichten, sie gehörten wie refrainartige Stoßseufzer zu ihrer Erzählung. Nach diesem Schicksalsschlag könnte Melindas Ehestatus als »Witwe des Herzens« und »verlassene Ehefrau nach dem Gesetz« beschrieben werden. Mit der Zeit ließ sich Melinda überreden, eine Brieffreundschaft zu beginnen. (...) Nach einem Jahr Korrespondenz machte sich Stefan, ihr zukünftiger deutscher Ehemann, auf die Philippinen auf, um ihr die Ehe vorzuschlagen und um zu erkunden, ob die Philippinen ein »Südseeparadies« für den Ruhestand sein könnten.

Stefans Ehegeschichte sei ebenfalls kurz skizziert: Seine Ehe mit einer deutschen Frau sei in einer allumfassenden Lebenskrise und nach dem Zusammenbruch seines Geschäftes auseinandergebrochen. Seine Frau habe ihn zusammen mit ihren heranwachsenden Kindern verlassen. Er glaubte und erhoffte sich

Feminisierung der Arbeitsmigration

Waren 1975 nur 12 Prozent der philippinischen Arbeitsmigrant/innen Frauen, stieg ihr Anteil 1987 auf 47 Prozent und erreichte 1996 fast 60 Prozent. 2002 schließlich waren nach Angaben der Philippine Overseas Employment Administration bereits 72 Prozent der Migrant/innen Frauen. Länderspezifische wirtschaftliche Hintergründe wie Armut und Arbeitslosigkeit reichen zur Erklärung der zunehmenden Feminisierung von Arbeitsmigration nicht aus.

Eine zunehmende Globalisierung der Weltwirtschaft und die wachsende internationale Arbeitsteilung verstärken die Marginalisierung asiatischer Frauen auf dem heimischen Arbeitsmarkt. Frauen werden zunehmend aus traditionellen Produktionsbereichen wie der Landwirtschaft verdrängt. Hinzu kommt, dass Frauen in den Philippinen, einer Gesellschaft mit Großfamilienkultur, eine besondere Verantwortung für den Erhalt der Großfamilie tragen. Da sie die ihnen zugeordnete Rolle der Familienversorgerin aufgrund schlechter Arbeitsmarktbedingungen nicht verantwortlich ausfüllen können, drängen sie auf den internationalen Arbeitsmarkt. Für Frauen, die beispielsweise aufgrund einer Scheidung oder der Prostitution eine Außenseiterinnenrolle in der Gesellschaft einnehmen, kann Arbeitsmigration auch die Möglichkeit bedeuten, aus engen und traditionell frauenfeindlichen Rollenmustern auszubrechen.

Dies gelingt jedoch nur ansatzweise, da sie in der Arbeitsmigration wiederum in traditionell frauenspezifische, reproduktive und damit gesellschaftlich minder bewertete Arbeitsverhältnisse gedrängt werden (Krankenschwestern, Haushaltsangestellte oder Prostitution). Im Ausland erwartet sie in der Regel ein besseres Einkommen, allerdings mit dem Preis eines niedrigeren Status.

Unabhängig von der jeweiligen Tätigkeit und ihrer aufenthaltsrechtlichen Situation sind die Frauen als Migrantinnen im Ausland zudem oftmals mit einer diskriminierenden und prekären Lebens- und Arbeitssituation konfrontiert. Die meisten der Migrantinnen arbeiten als Hausangestellte. Hausarbeit wird auf der ganzen Welt als ungelernete, nicht produktive Arbeit angesehen. Die Arbeitsstätte liegt im Privatbereich der Arbeitgeber/innen. Arbeitszeit, Art der Tätigkeit und die Arbeitsumstände werden meist ebenso privat ausgehandelt.

Quelle: Ök. Asiengruppe

nun, dass asiatische Frauen sich mehr verpflichtet fühlten, eine Ehe am laufen zu halten....

Um die Geschichte abzukürzen, Melinda und Stefan heirateten schließlich nach einigen Hürden. (...)

Melindas wiederholte Betonung, dass sie sich für ihre (erweiterte) Familie opfere, klingt auch ein wenig wie eine ambivalente Rechtfertigung ob der Idee, dass ihre (Wieder-)Heirat auch ein Abenteuer und ein aufregendes Experiment sein könnte und nicht nur ein Opfer.

(...) Mit dieser Geschichte möchte ich auch für die nicht-ökonomischen Aspekte — wie emotionale Bedingungen, kulturelle Werte, Familienverpflichtungen und geschlechtsspezifische Positionen in der Gesellschaft — argumentieren,

die den Migrationspolitiken ebenfalls zugrunde liegen. Migration bedeutet, dass Familienbelange ökonomische Motivationen formen und dass die Liebe zur Familie sich durch ihre ökonomische Unterstützung ausdrückt. Melindas Motivation, sich auf eine Heiratsmigration einzulassen, ist nicht losgelöst von ihrer Position in dem Frauen-dominierten Haushalt zu betrachten. Zweifellos fühlt sie sich verpflichtet, ihre verwitwete Mutter zu unterstützen und in die Zukunft der Kinder ihrer alleinerziehenden Schwester zu investieren, was ja auch eine Investition in ihre eigene soziale Sicherheit bedeutet. Darüber hinaus eröffnet ihr die Heiratsmigration die Möglichkeit einer neuen »ehelichen Subjektivität«, die ihr in ihrer Heimat kaum noch zugänglich erschien —

und die aufgrund des moralischen und legalen Doppelstandards auf den Philippinen von Männern weniger dringlich vermisst zu werden scheint.

Resümee

Mit diesen Geschichten wollte ich die weitverbreitete Mythe dekonstruieren, wonach die meisten philippinischen Bräute »sexy Bar-mädchen« waren oder von existentieller Armut getrieben sind. Damit will ich keinesfalls negieren, dass philippinische »Bräute« auch über Tourismus und die Sexindustrien herangezogen werden. Aber dies wäre nur eine Seite der Geschichte von der Heiratsmigration, die durch weitere Perspektiven zu erweitern ist. Solche

Ehen sind nicht als einseitige Bewegungen vom »Osten« in den »Westen« (bzw. vom »Süden« in den »Norden«), von der »Unterdrückung« zur »Emanzipation«, von der »Tradition« in die »Moderne«, vom »Lokalen« zum »Globalen« zu beschreiben.

(...) Ein differenzierterer Blick auf das Phänomen wird die Bewegungen und zirkulären Zusammenhänge jenseits solch enger Dichotomien aufzeigen. Indem wir auch die nicht-ökonomischen Motivationen und kulturellen Logiken nicht ignorieren, können wir neue Konzepte entwickeln, wie weibliche Arbeit jenseits von Bereichen wie »öffentlich« und »privat« und »Geld« und »Liebe« zu beschreiben ist.

Manche Heiratsmigrantinnen suchen soziale Mobilität für sich

selbst und ihre Familien auf den Philippinen, indem sie »unbezahlte« Hausfrauen in transnationalen Ehen werden. Das Geld, das sie auf die Philippinen schicken, haben sie durch »unbezahlte Arbeit der Liebe« verdient. Andere gehen transnationale Ehen ein, um wenig geachteten Rollenzuschreibungen zu entkommen. Verlassene Ehefrauen und Mütter nutzen die Heiratsmigration, um einen respektierten Status zu erlangen und die Möglichkeit einer bezahlten Arbeit zu nutzen. Migrierende Frauen verlassen ihre Familien auf den Philippinen und gehen in die Ferne, um zu arbeiten und um unglücklichen Beziehungen zu entkommen. Die Rede von der ökonomischen Verbesserung ist immer ein starkes Argument in Situationen, wo Frauen sich auch auf den Weg in die Ferne machen, weil sie sich nicht scheiden lassen können.

Mit der Heiratsmigration ist schließlich die Hoffnung verbunden, mehrere sich zunächst ausschließende Ziele und widerstreitende Geschlechterrollen in Einklang zu bringen, die bisweilen schwierig zu verhandeln und artikulieren sind: Nämlich die Verwirklichung einer eigenen Familie, die Erfüllung des respektierten und idealen Weiblichkeits-Status als verheiratete Ehefrau, ein prestigeträchtiger sozialer Aufstieg in den Westen und die Erfüllung der kulturellen Norm der filialen Dankesschuld (*utang na loob*) und geschlechtsspezifischer Verantwortlichkeiten gegenüber der Primärfamilie, wie die Unterstützung der Eltern und jüngerer Geschwister.

Eine ungekürzte Fassung des Artikels mit ausführlicher Literaturangabe ist demnächst auf den südostasien-Seiten unserer Homepage unter <http://www.asienhaus.de/suedostasien> zu finden.



Quelle: Archiv

Kleine Engel: Flores de Mayo in Deutschland